

Deuticke

Michael Köhlmeier

# Der Spielverderber Mozarts

Novelle

ISBN-10: 3-552-06044-8

ISBN-13: 978-3-552-06044-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.deuticke.at/978-3-552-06044-9>  
sowie im Buchhandel

Nach der Veranstaltung, als wir im Foyer herumstanden, trat ein Mann auf mich zu und bat mich, mit ihm hinunter auf die Gasse zu kommen, er höre schlecht, und wenn so viele Menschen gleichzeitig sprächen, könne er die Worte kaum unterscheiden. Ich schätzte ihn auf sechzig. Er hatte flinke Augen, die, ohne dass sich der Kopf dabei bewegte, durch alle Blickwinkel flitzten, als checke er unablässig seine Umgebung ab. Ansonsten wirkte er auf mich wie ein in die Jahre gekommener Rocker. Das Haar, schütter, grau, lang, hatte er zu einem Rossschwanz gebunden, er war schlecht rasiert oder unrasiert, trug dicke Brillengläser und hatte über einen in jeder Hinsicht undefinierbaren Pullover eine Jeansjacke mit abgeschnittenen Ärmeln gezogen. Mein erster Gedanke war: Was hat einer wie der hier zu suchen? Als ob ich diese Frage, wenn sie an mich gerichtet worden wäre, so ohne weiteres hätte beantworten können. Als wir draußen auf der Freyung standen, streckte er mir die Hand entgegen und sagte: »Mein Name ist Christian ...« – ließ eine Pause, die so absichtlich schlecht gespielt bedeutungsschwanger war, dass gar kein Zweifel bestand, was folgen würde, und das folgte dann auch – »... Moser.« Er sei Musikwissenschaftler und arbeite in einem freien Werkvertrag für das Musikarchiv der Stadt Wien. Seine Stimme klang, als presse er sie unter dem Adamsapfel hervor, eine Intrigantenstimme, dachte ich. Plötzlich fasste er meine Hand mit der Rechten und meinen Unterarm mit der Linken, neigte seinen Kopf nahe an mein Ohr und sagte sehr leise: »Wer an das Genie glaubt, glaubt an Gott, denn woher soll es sonst kommen. Wer aber an Gott glaubt, weil er an das Genie glaubt, muss zugeben, dass Gott ein ungerechter und hämischer und obendrein irrationaler Narr ist, an den zu glauben sich nicht rentiert. Ihre These ist richtig.« »Es war ein Spaß, wollen wir es nicht überbewerten«, sagte ich. Und dieser Meinung war ich auch; aber in meinem Hals hatte sich Schleim gesammelt, und darum klang, was ich sagte, rau und verlogen und destruktiv, als wäre ich ein einflussreiches Bandenmitglied, der Vize, dem die Drecksarbeit überlassen wird und der sich gerade in Kumpanei mit seinem Boss übt. »Nein, nein, Ihre These ist richtig«, wiederholte er, nun sogar etwas überlaut, und ließ endlich meinen Arm los. »Ich habe den Beweis dafür gefunden. Wenn es Sie interessiert, rufen Sie mich an.« Er schrieb seine Telefonnummer auf das Programmheft, und dann stiefelte er davon, sein Rücken war

unsymmetrisch krumm, der Hosenboden leer. Ich hatte mir vorgenommen, unter gar keinen Umständen mehr an dieses Thema anzustreifen, sondern im Gegenteil heftig zu bereuen, dass ich die Göttlichen heruntergemacht hatte – noch während ich auf dem Podium meine rhetorischen Zaubertricks aufführte, um die Rocksäume von Mozart, Michelangelo und Shakespeare am Boden festzunageln, war mir klar geworden, dass jeder vernünftige Mensch im Auditorium, wenn erst diese ketzerische Pointenstimmung, die ausschließlich ich zu verantworten hatte, abgenüchert war, sich an den Kopf greifen und fragen musste: Welchem Unsinn habe ich da mit meinem Lachen applaudiert? Nun aber kitzelte mich doch die Neugierde: Freilich nicht auf irgendwelche wissenschaftlichen Beweise, dass Mozart und Company eben doch keine von wem auch immer Bevorzugten gewesen seien, war ich gespannt, und eigentlich auch nicht auf diesen Mann, dem der aufrichtige Fanatiker sogar noch im Rücken anzusehen war, wie er die Freyung überquerte und in den Tiefen Graben abbog, was mir – ja, so unselig hatte ich mich in die Mozart-Theologie dieses Abends verstricken lassen – als ein Hinweis auf seine Auftraggeber, vielleicht sogar seine Herkunft erscheinen wollte; sondern die Tatsache, dass dieser Mann meiner Person, meiner Meinung, meinen Thesen ein solches Gewicht beimaß, rührte mich und wühlte einen wohligh wehleidigen Gedanken in mir auf, nämlich: Ich könnte doch mehr sein, als ich mir selbst bisher zugetraut hatte. 2 Ich rief ihn bereits am nächsten Tag an. Ich war um sieben aufgewacht, und mir war langweilig gewesen. Es gab nichts, was ich noch nicht erledigt hätte. Ich kenne mich bei der Langeweile aus wie der Inuit beim Schnee. Meistens geht sie mit einem Entzug einher. Ich wünschte mir mein löwenhaftes Selbst vom Vorabend zurück. Ich wartete, bis es neun war, neun erschien mir als die früheste Zeit, zu der ein zivilisierter Mensch einen Fremden anrufen durfte, außer eine Katastrophe war passiert. Er nahm sofort ab. Auch er hatte neben dem Apparat gesessen – erzählte er mir später, als wir tatsächlich Kumpane waren. Er sprach, als würden wir uns schon lange kennen. »He!«, rief er, und: wenn ich Semmeln mitbrächte, könnten wir alle miteinander frühstücken, seine Frau sei gerade im Begriff, Kaffee aufzusetzen; »Bin ich«, hörte ich eine Stimme aus dem Hintergrund. Ich hatte damit gerechnet, dass dieser Mann allein lebte, hatte es mir gar nicht anders vorstellen können: ein

typischer Junggeselle, dessen Kurzsichtigkeit hauptsächlich daher rührte, dass er den größten Teil des Tages in sich selbst hineinschaute und dabei nicht einmal auf die Idee kam, dass die Frauen, die er sich dort drinnen zusammenphantasierte, draußen in der Welt, mehr oder weniger ähnlich, existierten. Es gab dann noch einige weitere Überraschungen. Zum Beispiel hieß der Mann nicht Moser, sondern Löschenkohl, Dr. Christian Löschenkohl. Als er mir die Tür öffnete, sagte ich: »Sie heißen ja gar nicht Moser! An Ihrem Türschild steht etwas anderes.« Da blickte er mich nur ausdruckslos an. In der Morgensonne des Frühstückstisches wirkten seine Brillengläser nicht mehr so stark, wie sie am Abend auf der Straße vor dem Palais Ferstel gewirkt hatten. Und wie ein Altrocker kam er mir auch nicht mehr vor. Ein Familienmensch im T-Shirt, heiter, mit seiner Frau schäkernd. Die sah übrigens sehr hübsch aus, burschikos, einiges war nadelspitz an ihr – die Mundwinkel, die Augenwinkel, die Nase, das zarte Hautfältchen in der Mitte der Oberlippe. Ein Kind, nicht älter als zwei, kam in die Küche gerannt. Als es mich sah, blieb es so abrupt stehen, dass es Übergewicht bekam und beinahe hingefallen wäre. Ein rundliches Mädchen, mit seidenfeinen Härchen auf dem Kopf, in einen purpurnen Flanellpyjama gepackt, einen Teddybär in den angeschraubten Speckfäusten haltend. Es hieß Julia, seine Mutter Margot. »Willkommen in der Höhle der Diebe, der Hehler und der Ehrabschneider«, sagte Margot und hielt mir den Ellbogen hin, weil sie sich eben die Hände gewaschen hatte. Ich war zu verblüfft, um zu fragen, wie ich das verstehen sollte; auch sprach sie gleich in fröhlichem Plauderton weiter: »Mein Mann erzählte mir, Sie hätten nicht die geringste Ahnung von Musik, würden aber spielend einen ganzen Abend lang sehr eloquent über Musik reden können.« – Ich sah ihn an, er machte wieder keine Anstalten, meinem Blick auszuweichen. – »Sie brauchen sich um Himmels willen nicht zu rechtfertigen«, lachte sie. »Im Gegenteil, das lässt Sie nur umso interessanter erscheinen. Jedenfalls in meinen Augen.« »Und wie meinen Sie das?«, fragte ich nun doch, hatte aber den richtigen Augenblick, um mich noch erhobenen Hauptes verdrücken zu können, bereits verpasst. »Mein Mann hat lange auf jemanden wie Sie gewartet«, sagte sie. Weder Ironie noch Spott, und schon gar nicht Zynismus konnte ich in ihrer Stimme wahrnehmen. Sie rührte Marmelade in ein Joghurt und fütterte damit die kleine Julia, die vor

ihr stand, die Hände an der Pyjamahose wie Habt-Acht!, das Oberkörperchen kerzengerade, das töpffchenförmige Kinn vorgereckt. »Mein Mann sagt immer, nur die Unwissenden sind vorurteilslos, weil ihnen jede Grundlage für ein Urteil fehlt.« Er gab ihr ein Zeichen, das ich gleichermaßen als ungeduldig wie begütigend interpretierte; dann deutete er mit dem Zeigefinger gegen meine Brust; aber erst, als diese Geste schon kurios zu werden begann, sagte er: »Der Name Philipp Gottlieb Freiherr von Fuchs ist Ihnen nicht bekannt, oder? Nein, natürlich nicht. Es wäre auch ein arg großer Zufall, und ein Zufall könnte es bei Ihrer musikhistorischen Bildung ja nur sein.« Er stand auf und begann, Teller, Tassen, Kaffeekanne, Brotkorb mit meinen Semmeln darin, Butterschale und Marmeladeglas abzuräumen, obwohl wir doch noch gar nicht mit dem Frühstück angefangen hatten. Seine Frau half ihm dabei. Auch ich half. »Sie haben Ihre Zeit nicht gestohlen, wir die unsere auch nicht«, sagte er. »Ich will Ihnen etwas zeigen.« Dabei hielt er wieder wie am Abend zuvor mit der Rechten meine Hand und mit der Linken meinen Unterarm fest. Dann verließ er die Küche. Margot fütterte ruhig das Kind weiter, als wäre ich gar nicht da. Als er zurückkam, hatte er eine Mappe unter dem Arm. Er knüpfte die Bänder auf und entnahm ihr einen Stoß vergilbter Notenblätter, die er über den Tisch breitete; auf den zweiten Blick sah ich, dass es sich um Farbkopien handelte.